

## Claudia Buttignol und Klaus Cenkier | Heimat

**P**ier Paolo Pasolini, italienischer Autor und legendärer Filmemacher, setzte seine Gedichte, geschrieben in friaulischem Dialekt der bürgerlich Italienischen Bürokratie entgegen. Er haderte stets mit dem Untergang der Dialekte, sah die inhumane Technisierung der italienischen Sprache in Form bürokratischer Formulierungen als Schreckgespenst über Kultur und Kunst hereinbrechen. „Pasolinis literarische Sprache bzw. seine Verwendung dialektischer Formen entspricht (hierbei) keineswegs einer realistisch-dokumentarischen Absicht; sie hat im Gegenteil eine „expressive“ Valenz.“<sup>1</sup> Sie ist künstlerisch!

Die bildende Kunst, so will es scheinen, verfügt auch im 21. Jahrhundert noch über sehr viele Dialekte (Genres) und Ausdrucksmöglichkeiten. Doch sind sie nicht ebenso in Gefahr, angesichts einer digitalisierten Welt, da diejenigen nur endlich leben, die sie noch lesen oder deuten könnten? Die Codizes von Claudia Buttignol leiten uns ähnlich wie die herbe Stofflichkeit von Klaus Cenkier bewusst auf falsche Fährten. Mal sehen, ob wir sie trotzdem entziffern können.

Claudia Buttignol, 1945 im Veneto zur Grenze ans Friaul geboren, studierte in jungen Jahren Literatur in Padua um viele Jahre später, mittlerweile bereits überzeugende Künstlerin und Mitte Vierzig, an der Akademie der schönen Künste in Venedig mit ihrer Diplom-Arbeit zu dem „Rot in der Poetik von Andrea Zanzotto“ abzuschließen. Dieser Zanzotto ist ein in Italien sehr berühmter Dichter, übrigens ein Zeitgenosse Pasolinis; inwieweit sie bekannt miteinander waren, kann ich nicht sagen aber wie dieser war Zanzotto ähnlich interessiert an Dialekt und Heimatbegriff. In Cinecitta könnten sie sich auch begegnet sein, denn Andrea Zanzotto schrieb unter anderem Drehbücher für Federico Fellini. Er wehrte sich zeitlebens gegen eine ideologische Vereinnahmung der Sprache, die er als sowohl verderblich wie auch als absolut empfand<sup>2</sup>. Was feindlich klingt, wird im freundlichen Sinne autonome Schöpfung. In einer Rezension<sup>3</sup> der Neuen Züricher Zeitung aus dem Jahr 2002 zu einer Werkausgabe Zanzottos wird angesichts der „ungeheuer schwierigen“ Gedichte und stark autobiografischer Texte zwangsläufig die Frage nach der Qualität der Übersetzung gestellt. Wenn nun eine bildende Künstlerin beginnt, nach den Gedichten Kafkas, Rimbauds und Zanzottos zu malen, so wird es ungleich schwerer, irgendetwas zu verstehen.

Das Schweigen der Sirenen, laut Franz Kafka noch gefährlicher als ihr Gesang, wird im Kontext dieser Ausstellung für mich greifbarer, denn sich von der Literatur kommend einer Malerei zu nähern, die sich von Poesie nährt, mag nun gelingen.

---

<sup>1</sup> Mauro Ponzi, EVA Duographien 6; Pier Paolo Pasolini /Rainer Werner Fassbinder; S.75

<sup>2</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Andrea\\_Zanzotto](https://de.wikipedia.org/wiki/Andrea_Zanzotto)

<sup>3</sup> <https://www.perlentaucher.de/buch/andrea-zanzotto/la-belta-pracht.html> \_ Rezensionennotiz zu Neue Zürcher Zeitung, 09.03.2002

Zuerst einmal sehen wir schweigsames Weiß. Dieses ist die Farbe (oder Nicht-Farbe) die übrig blieb, um sie mit Erinnerungen zu füllen. „Es war immer etwas existent außerhalb der Farbe“, so Buttignol, die sich in den frühen 80er Jahren der bildenden Kunst öffnet um sich im Verlauf ihrer Karriere eine großflächige gestische Malerei mit stark farbigen Akzenten anzueignen. Stets beeinflusst durch die Poesie, denn sie sah beim Lesen dieser immer Malerei vor sich. So hat sie diese dann gemalt - ich habe sie alle gemalt, so Buttignol. Es begannen dann außerhalb ihrer malerischen Kontinuität Erinnerungsstücke aus Familienbesitz in Form kleinerer Assemblagen zu einer Reihe, zu einer Serie zu reifen. Das war um 2002 herum und die Arbeiten, die wir heute hier in einer Auswahl sehen, sind von Claudia Buttignol in der thematischen Klammer „Heimat“ zusammengefasst worden. Im Italienischen wird es in „Patria“ übersetzt, ähnlich dem deutschen „Vaterland“ Claudia Buttignol lehnt dies von Herzen ab. Heimat benennt sie als „Matria“. So beginnt auch diese Werkserie mit dem Lächeln ihrer Mutter, dem Lächeln weißer Zähne.

Poetische Versatzstücke, Reminiszenzen und Notizen finden wir auf vielen dieser Arbeiten. Hinzu kommen Kleidungsstücke der Großeltern oder Spielzeug, Textauszüge, Bücherreste, Kleinodien, Fotografien; selbst recht giftige Rizinussamen finden hier ihren Platz. Ein Bild zeigt über ein Dutzend kleiner Puppenkleider, selbstgenäht oder gefunden? Eigene Erinnerung oder bar jeder Erinnerung? Nummern sind teils auf ihnen geschrieben, die mich an sehr Dunkles, Vergangenes erinnern, das keinesfalls rein familiär verstanden sein will; etwas Deutsches, entstanden im Land der Dichter und Denker. Die großen Formate auf Leinwand sind meist grob getüncht, teils ähnlich einem Anstrich mit Wandfarbe, teils macht es einen samtigeren Eindruck, als wäre im Nachgang des Tages selbst die lax hingeschissene Grundierung ein Gedicht für sich.

Hierzu macht das assemblierte Material einen aufgeräumteren Eindruck, was mich etwas verwirrt, denn in der anspruchsvoll gestalteten, vom *VenetoArte* herausgegebenen Monografie stolpere ich doch über Buttignols Credo: lass es uns schmutzig machen, „to dirty it“, bezogen auf einen Satz von Roland Barthes, nachdem das Papier des Künstlers immer etwas dreckiger sein sollte oder ist, als das des Literaten. Zugegebenermaßen entnommen dem famos geschriebenen Text von Lorena Gava, ohne dessen Übersetzung ins Englische ich recht aufgeschmissen gewesen wäre in der Vorbereitung zu dieser Ausstellung.

Also, trotz aller Zerschissenheit und Patina sind die Erinnerungsstücke auf den Bildträgern überlegt angeordnet, und respektvoll präsentiert. Das passiert nicht zufällig, da wird nur etwas angehoben, dann aber dem uns unerschlossenen Sinn nach im Verborgenen gehalten. Geheimnisse werden nicht beschrien, Wahrheiten oder Informationen bleiben verschwiegen. Das Weiß ist schweigsam, wie die Heimat. Aber tot ist es nicht, dieses Schweigen. Doch nun beginne ich mystisch zu raunen, was der oben erwähnten Rezensentin Maïke Albath nach ein typisch deutsches und viel zu schwülstiges Ansinnen ist, wenn eine gute Übersetzung aus dem Italienischen gelingen soll.

**E**s wird so kommen - ich höre den Klaus Cenkier noch, als in Thüringen und Sachsen, mittlerweile auch in Brandenburg, bereits die Neu-Rechtsradikalen ihre Fahne schwenken. Sieg, so denken Die. Für mich klingt es eher nach Untergang, wenn man

die eigene Heimat Anderen gegenüber abschottet. Heimat - für mich ein abgenutzter Begriff, seltenst hat der in meinen Augen mal gegläntzt, weswegen ich ihn auch nicht definieren mag. Wenn wir heute von Claudia Buttignol und Klaus Cenkier keine Definition des Wortes erwarten, sondern eine künstlerische Suche, ist diese fragende Haltung zu diesem Begriff eine recht akzeptable für mich.

Was der Einen ihr Veneto und dem Anderen sein Friaul, das ist dem Cenkier sein Fläming. Klingt höchst verdächtig, kaum dass ich es ausspreche, so folkloristisch. Aber - „Es hat sich was verändert und das ist die Haltung der Menschen“ - wenn Klaus Cenkier etwas nicht erträgt, dann ist es Fremdenfeindlichkeit. Ich habe selten einen so aufgeschlossenen Charakter kennengelernt, das möchte ich hier betonen. 1956 im Osten geboren, dort aufgewachsen, meint in der DDR, auch verwachsen, weil er nicht so wachsen durfte, wie er es gern gehabt hätte. Seine Lebensfenster erzählen davon, auf abstrahierende Weise hat er sich da einiges von der Seele gegossen. War angeeckt, hat sich wund gescheuert am Dienst für die Gesellschaft, der Utilitarist Cenkier. Ist trotz Berufsverbot aber da geblieben. Nach der Wende erwachsen ihm auf einmal Möglichkeiten. Auf eine vierjährige Lehrtätigkeit an der Akademie in Stuttgart folgt die Selbständigkeit als Bildhauer und Bildgießer in Ziesar, seiner alten Heimat. Er gründet mit „El Vuelo de Bronce“ eine Vereinigung kubanischer und deutscher Bildhauer und -gießer, stellt mit diesen auf Kuba aus und hinterlässt mit ihnen Spuren im Fläming und in Magdeburg. Wird dort zum „Ehrengießer“ der „Otto von Guericke Universität“. Dieser Mann ist Bronzegießer von Beruf und Künstler aus Berufung. Er zeigt Jugendlichen etwas über das Handwerk, weil er sich Sorgen macht um diese Kunst des Metallgießens, will doch keiner mehr körperlich arbeiten. Und ihn - hat es ganz schön geschliffen.

Die „Existenzialisten“, die „5 Kontinente“ oder sein „Dynamo“ - das sind gewaltige aber reduzierte Formen. Absolut selbständig und brutal im französischen Sinn, ehrlich. Besonders vorm Dynamo habe ich Respekt, ich möchte ihm nicht im Dunklen begegnen. Was er wohl antreibt, oder wen? Die Gesichtlosigkeit der Existenzialisten ist mir ebenso unheimlich. Was ficht sie an, um was geht es ihnen, was ist so existenzbedrohend dass es sie erstarren lässt? Oder geht es um Haltung? Naja, das ist wahrscheinlich, denn dem Cenkier ging es bislang in jedem Gespräch um Haltung, seitdem wir uns 2014 im Vorfeld seiner Ausstellung im Magdeburger Technikmuseum kennenlernten. Daher stehen auch heute die vier „Lebensfenster“ in dieser Halle und zeigen ihre Wehrhaftigkeit, ihre Schutzbedürftigkeit, ihre Wunden und ihr inneres Leuchten.

Da der Bildgießer Cenkier in der Werkstatt vornehmlich figürliches anderer Künstler und Künstlerinnen umsetzt, seien es expressive Gestalten eines Trak Wendisch oder eben klassische Denkmalrestaurationen, hatte ich diese Gegenstandslosigkeit im eigenen Werk nicht erwartet. Seine Formensprache ist ohne persönlichen Einfluss anderer entstanden, dem figurativen Zwang der DDR wollte er bereits in frühen Jahren etwas entgegen setzen. Ob nun das Informell der 50er Jahre oder die eklektizistische Postmoderne der 80er trotzdem hindurch blinzeln, interessiert allenfalls den Künstler in ihm. Der Gießer berät hingegen und sagt was technisch möglich ist. Oh ja, diesen Disput mag Klaus Cenkier oft geführt haben. Ob der Künstler sich immer durchsetzt oder der Gießer teils die Oberhand behält, mag entscheidend sein für verschiedene Faktoren. Doch Kunst wird es dann, wenn der erstere sagt: wir machen das jetzt!

Entschuldige bitte den Plural, Klaus, ich wollte es nur bildhaft darstellen.

Die Härte des Materials Bronze und seine unbeirrbar Oberfläche entschuldigen keine Fehler in der Herstellung, angesichts aller Entschiedenheit sind aber auch Zweifel erlaubt. Die tieferen Schwingungen dieser Plastiken scheinen mir nämlich liebevoll zu sein, warm; Bronze wird glühend heiß gegossen, sie erkaltet nie im Herzen ihrer Existenz. Diese Wärme schafft eine Verbindung zu den Arbeiten von Buttignol. Deren Heimat-Zyklus lässt sich wahrscheinlich nicht erkunden mit Kälte im Herzen, da braucht es Empathie, die nicht zielorientiert, nicht bürokratisch und nicht verschlossen gegenüber dem Fremden ist.

Klaus Cenkier hat in seinem Material ein Stück Heimat gefunden. So wie Claudia Buttignol als Malerin eine sensible Schöpferin ist, so formen seine Hände Schöpfungen aus Gips und verwandeln sie in Bronze. Beide arbeiten in ihrer angestammten Heimat, weswegen es auch naheliegend ist, dass sie sich mit dieser beschäftigen. Doch beide zeigen das Diskursive in ihrem künstlerischen Dialog mit dem Begriff, das zerbrechliche und das teure Gut, was Heimat sein kann oder gar sein sollte.

Die Zerbrechlichkeit der Gemeinschaft, vor der wir uns in Italien und in Deutschland gerade so fürchten, macht ehrlich aufgefasst, ein Stück Heimat aus. Dort wo alle einander im Sinn haben, wenn es um relevante Entscheidungen geht, kann Heimat gedeihen, Rücksichtnahme und gegenseitiges Einvernehmen gehören dazu. Das ist fragil. Sollte ein jeder nur noch seinen Vorteil im Sinn haben, wird Heimat vergehen, dann bleibt nur ein Schemen, etwas Wind und weg ist sie. Entgegen der 1000-jährigen Auffassung von Ewigkeit besteht „Heimat“ vielleicht nur temporär, allenfalls ein Leben lang. Und das ist ja nicht so lang. Passen Sie also gut auf sich auf!

Vielen Dank.

Im Anschluss möchte ich ihnen noch gern zwei Schülerinnen des Ökumenischen Dom-Gymnasiums vorstellen: Frida de Luca und Martha Venerito. Sie waren so freundlich und haben mir einen Katalog von Claudia übersetzt. Dabei ist sehr deutlich geworden, dass Claudia Buttignol eine ganz eigene Qualität in poetischer Wortschöpfung erlangt hat. Und weil es mich freut, dass junge Leute hierzu einen Zugang gefunden haben, werden ihnen Frida und Martha nun die Passage über die Farbe Weiß vortragen. Geben Sie ihnen bitte noch einen Moment ihrer Aufmerksamkeit, bevor wir die Ausstellung dann offiziell eröffnen.

Danke!